

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 43 (1987)
Heft: 5

Artikel: Die literarische Verwendung der Metapher
Autor: Andreotti, Mario
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421491>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die literarische Verwendung der Metapher

Von Dr. Mario Andreotti

Die Sprache hat es wie jedes andere Kommunikationssystem stets mit Zeichen zu tun, die etwas bedeuten sollen. Dabei können Bedeutungen auf verschiedene Weise entstehen. In meinem Beitrag „Das literarische Symbol“ (Heft 2, 1986) sprach ich von einer denotativen und einer konnotativen Bedeutung der sprachlichen Zeichen: Ein Wort (denken Sie beispielsweise an „Rose“) kann neben seiner Primärbedeutung in einem bestimmten Kontext noch Zusatzbedeutungen (etwa Liebe, Treue, Verehrung usw.) haben. Wir sprechen demnach grundsätzlich von den beiden Bedeutungsebenen der Sprache.

Innerhalb dieser beiden Hauptebenen lassen sich nun aber noch weitere Bedeutungsmöglichkeiten unterscheiden. Geben wir dazu gleich ein Beispiel. Nehmen Sie die zwei folgenden Sätze:

„Der *Esel* steht hinten im Stall.“ — „Josef ist ein *Esel*.“

Sie stellen fest, daß in beiden Sätzen das Wort „Esel“ vorkommt, daß dieses Wort aber eine je verschiedene Bedeutung hat: Im ersten Satz enthält es vom Kontext „Stall“ her das inhaltliche Merkmal /tierisch/, muß es also *wörtlich*, d. h. in seinem ursprünglichen, lexikalischen Sinn, gemeint sein. Im zweiten Satz dagegen besitzt es, aufgrund seiner Verbindung mit einem menschlichen Namen („Josef“), das Merkmal /menschlich/, ist es also nicht wörtlich, sondern im *übertragenen* Sinne zu verstehen: Josef ist so dumm *wie* ein Esel. Wir nennen diese übertragene Bedeutung eine *Metapher* (gr. = Übertragung). Somit können wir neben der denotativen und der konnotativen Bedeutungsebene der sprachlichen Zeichen noch eine *wörtliche* und eine *metaphorische* (= übertragene) Ebene unterscheiden.

Nun läßt sich sagen, daß die Metaphorik im System der Sprache von zentraler Bedeutung ist. Gerade in unserer Alltagssprache verwenden wir unzählige Wörter und Wortgruppen, die wir in einem übertragenen Sinne verstanden haben wollen. Wir sprechen etwa davon, daß uns „ein Stein vom Herzen *gefallen* sei“ und verstehen darunter nicht etwas Konkret-Physisches, sondern, eben im übertragenen Sinne, einen rein seelischen Vorgang. Oder wir „*prägen* uns einen Grundsatz *ein*“ und übertragen damit einen technischen Vorgang auf einen geistigen. Der Beispiele wären wirklich unzählige! Unsere Alltagssprache ist von Metaphern durchsetzt, wobei uns der rein übertragene Sinn sehr vieler metaphorischer Wörter schon gar nicht mehr auf-

fällt. Würden Sie beispielsweise den Metaphercharakter der folgenden Wörter noch erkennen: Verkehrsfluß, Zylinderkopf, Steckdose, Glühbirne, magnetisches Feld, Luftkissen, elektrische Ladung, bewandert sein, ad acta legen, das ist Leerlauf usw.?

Noch wichtiger als in der Alltagssprache ist die Metapher in der Sprache der Dichtung. Hier bedeutet sie das zentrale Stilmittel, so daß wir bei literarischen Texten gleichsam von einer *Metaphorisierung der Sprache* reden können. Diese (dichterische) Metaphorisierung hängt mit dem Bedürfnis nach einer gewissen *Bildlichkeit der Sprache* zusammen. Je weniger es einem Sprecher um eine fixe, rein rational nachvollziehbare Bedeutung seiner Aussage geht, desto eher greift er dazu, sie zu verbildlichen, d. h. anstelle abstrakter Wörter und Wortgruppen Bilder zu verwenden. Diese „Gesetzmäßigkeit“ erklärt die große Bedeutung, die der Metapher in literarischen Texten zukommt:

Literarische Texte — das muß gerade dem Laien immer wieder gesagt werden — streben, ganz im Gegensatz zu irgendwelchen Sachtexten, bewußt keinen sogenannten eindeutigen Sinn an; je nach dem Interpretationshorizont des Lesers, d. h. je nachdem, wo er geistig selber steht, können ganz verschiedene Textverständnisse entstehen, die, wenn sie gewisse Bedingungen erfüllen, alle durchaus legitim sind.

Wie anders wären beispielsweise die unzähligen, einander teilweise völlig widersprechenden Kafkainterpretationen der Fachgermanisten zu begreifen! Kurz und gut: Die Frage nach der „richtigen“ Deutung dichterischer Texte ist ebenso falsch gestellt wie die vieler Deutschlehrer: „Was will uns denn der Dichter hier sagen?“ Literarische Texte haben keine Eindeutigkeit. Und daß dem so ist, daran ist gerade die Metaphorisierung der Sprache „schuld“. Greifen wir dafür gleich zu einem kurzen Beispiel; es handelt sich um die erste Strophe eines Gedichtes von Karl Krolow („Gedicht für J. S.“):

Auf dem Dezember-Bahnsteig in der ersten Stunde nach Mitternacht
Dein Bild in die Kälte geschnitten,
Mit hellem Mantel, den Schal übers Haar getan,
Und einem im Abschied leuchtenden Gesicht!

Der Text erscheint auf den ersten Blick unverständlich, verschlüsselt. Wir spüren bloß, daß es sich um den Abschied eines Menschen handeln muß. Wörter wie „Bahnsteig“, „Mantel“, „Schal“ und „Abschied“ selber weisen darauf hin. Was aber sollen wir mit Fügungen wie „Dezember-Bahnsteig“ und „Dein Bild in die Kälte geschnitten“ machen? Es sind Metaphern, also Bilder, die zwei an sich unterschiedliche Bereiche miteinander

verknüpfen: Die Metapher „Dezember-Bahnsteig“ verbindet einen Zeit- mit einem Ort-Bereich, etwas Abstraktes mit etwas Konkretem. Ähnlich liegen die Dinge bei der zweiten Metapher. Doch was ist damit beabsichtigt? Sagen wir es deutlich: Die Metaphorik soll hier für den Leser das Textverständnis zunächst verdunkeln. Es ist, als ob der Autor ausdrücken wollte: So einfach, wie man einen Alltagstext versteht, läßt sich dieser Text nicht mehr verstehen. Du mußt ihn dementsprechend anders lesen, mußt dich um ihn bemühen. Die Metaphorisierung der Sprache hat hier also die Funktion, den Text dem Leser gleichsam zu „entziehen“, ihn seiner Eindeutigkeit zu berauben. Darin aber zeigt sich — ich wiederhole es — ein wesentliches Merkmal der Dichtung überhaupt.

Anders lesen? Was heißt das nun? Das heißt, daß Krolows Text nicht mehr linear (eben wie ein Sachtext), sondern paradigmatisch gelesen werden will oder, anders gesagt, daß wir es hier nicht mehr mit irgendwelchen „festen“ Bedeutungen, sondern mit ganzen Bedeutungs- bzw. Motivfeldern zu tun haben. Konkret, auf den Text bezogen, ausgedrückt: Die einzelnen, für sich genommen „dunklen“ Wörter lassen sich in dieser ersten Strophe über gemeinsame inhaltliche Merkmale zu bestimmten Motivfeldern verknüpfen. So ergibt sich etwa eine motivische Beziehung zwischen den Wörtern Dezember (= Wintermonat), Kälte, Mantel, Schal, da all diese Wörter das Merkmal /kalt/ enthalten. Gleichzeitig läßt sich eine andere motivische Reihe ausmachen: Den Wörtern Bahnsteig (= der Ort, wo der Zug wegfährt), geschnitten, Mantel/Schal (= hinausgehen) und Abschied haftet das gemeinsame Merkmal /Trennung/ an. Gesamthaft erhalten wir somit ein Motivfeld, das wir als das Motiv des schmerzlichen Abschieds, der Trennung (Sie kennen es aus unzähligen Liedern und Gedichten) bezeichnen können. Über eine Paradigmatisierung des Textes ist es uns also gelungen, die einzelnen Metaphern aufzulösen.

Fragen wir uns damit, was die Metapher literarisch leistet. Ein Zweifaches ist zu sagen: Sie verdunkelt, wie wir gesehen haben, zunächst einmal den Text, macht ihn gleichsam vieldeutig. Dann aber zwingt sie uns, diesen Text anders, nämlich paradigmatisch, d. h. in Motivfeldern, zu lesen, um so zum „Sinn“ der einzelnen Wörter vorzustoßen.

So gesehen, ist die Metapher ein zentrales Stilmittel dichterischer Sprache. „Dichten“ heißt dann (am deutlichsten für den Lyriker!) die Sprache weitgehend metaphorisieren, sie aus dem Bereich der Wörtlichkeit in den der Bildlichkeit überführen.

Nun darf nicht verschwiegen werden, daß gerade die Metaphorisierung der Sprache, von der eben die Rede war, auch Gefahren besitzt. Ich nenne Ihnen jene beiden wichtigsten Gefahren, denen vor allem literarische „Anfänger“ gerne erliegen.

Die erste Gefahr: Metaphern verbrauchen sich relativ schnell. Sie wirken schnell abgenützt, eben verbraucht. Sie kennen sicher eine Reihe solch verbrauchter Metaphern, wie sie etwa in Schulaufsätzen (oft nicht ohne Schuld des Lehrers, weil er vom Schüler verlangt, es „schön“ auszudrücken) vorkommen: Da reist man auf Schusters Rappen und sieht zu, wie der Winter der Landschaft sein weißes Kleid überzieht; oder man ißt sein Brot im Schweiß seines Angesichts, bis man ins Gras beißen muß.

In der Alltagssprache gehen solche abgenützten Metaphern durchaus noch an; in literarischen Texten sollte man sie unbedingt meiden. Dichterische Sprache muß sich gerade dadurch auszeichnen, daß sie zu immer neuen Bildern vorstößt, daß sie, kurz gesagt, wortschöpferisch ist. Sie erträgt keinerlei Formelhaftigkeit, wenn sie sich als Wortkunst nicht selber aufgeben will. Betrachten wir in dieser Beziehung nur die folgende Strophe aus einem Gedicht, das sich „Herbsttag“ nennt:

Waldränder glühen golden, / Ich geh den Weg allein,
Den ich mit meiner Holden / So vielmal ging zu zwein.

Sie erkennen die abgegriffene Metaphorik sofort: „golden glühen“, das ist ein Topos, ein feststehender Ausdruck also, den man für fast alles verwenden kann: von der Sonne, über den Waldrand bis zu den Wangen der Mädchen, der also „alles“ und nichts sagt. Ähnlich verhält es sich mit dem Bild der „Holden“, das, weil es jederzeit austauschbar ist, keinerlei charakterisierende Funktion hat. Kurz und gut: Was wir hier vor uns haben, ist ein „holdes“ Wortgetöse, das wir am treffendsten mit dem Ausdruck „Kitsch“ qualifizieren.

Die zweite Gefahr: Im Zusammenhang mit literarischen Texten war von einer Metaphorisierung der Sprache die Rede. Nun gibt es auch eine Art *Übermetaphorisierung*, d. h. eine Überhäufung der Sprache mit Metaphern, so daß es zu dem kommt, was wir im Endeffekt „Stilblüten“ nennen. Solche Stilblüten treten gern in Reden auf, besonders dann, wenn sich der Redner bemüht, es „schön“ zu sagen. Das tönt dann, wie Franz Hohler gezeigt hat, etwa so:

Werte Versammlung!

Die Zeit ist gekommen, wo man den Heiligenschein der Verwaltung einmal auf Herz und Nieren prüfen sollte. Die Milch der frommen Denkart hat bisher nur leeres Stroh gedroschen, obwohl sie am längeren Hebelarm sitzt. Wann endlich wird dem Steuerfuß unter die Arme gegriffen? ...

Sie haben gleich bemerkt, daß hier nicht nur eine Übermetaphorisation, sondern zudem eine völlig falsche Verwendung der Metapher vorliegt. Metaphern können, wie ich bereits angedeutet habe, nur dort gebraucht werden, wo sich das Bild mit der Sache, d. h. mit dem Gemeinten, in einem inhaltlichen Merkmal berührt. Wenn ich etwa von der „Blüte des Lebens“ (zugegebenermaßen eine abgegriffene Metapher!) spreche, so berührt sich das Bild der Blüte mit der gemeinten „Sache“ im Merkmal /jung/. Wenn ich aber vom Steuerfuß rede, dem „unter die Arme gegriffen“ werden müsse, so löst dieses Bild ein Merkmal /menschlich/ aus, das sich mit dem „Steuerfuß“, also mit etwas rein Materiellem, nur schlecht verträgt.

Gesamthaft kann gesagt werden, daß der Prozeß der Übermetaphorisation fast immer mit einer falschen Verwendung der Metapher zusammenhängt.

Lesen Sie abschließend noch das folgende metaphorisch gelungene Gedicht von Ingeborg Bachmann. Beachten Sie dabei vor allem, wie die Metapher „Nacht von Dornen“ einerseits eine völlig neuartige Schöpfung darstellt, wie sie andererseits aber zwei Elemente miteinander verbindet, die sich in einem gemeinsamen Merkmal, im Merkmal /dunkel/ nämlich, berühren. Das Gedicht heißt „Im Gewitter der Rosen“:

Wohin wir uns wenden im Gewitter der Rosen,
ist die Nacht von Dornen erhellt, und der Donner
des Laubs, das so leise war in den Büschen,
folgt uns jetzt auf dem Fuß.

Nein zu einem Unwort

Die Unterschiede zwischen Deutsch- und Welschschweizern sind unübersehbar, nicht zu leugnen. Es gibt seit jeher Gegensätze, die sich mit dem besten Willen nicht aus der Welt schaffen lassen, weil sie auf natürlichen, vererbten, unvermeidbaren Verschiedenheiten beruhen. Jede Sprache prägt Fühlen und Denken, gibt dem Verhalten und der Mentalität ihrer Träger die jeweils eigenartige Färbung, die tatsächlich keiner zu verleugnen vermag.

Dagegen ist nichts einzuwenden, nichts zu unternehmen. Gleichschnitt, Gleichschritt, Einebnung sind nicht am Platz, überhaupt nicht möglich. Man hat die andern, so wie sie sind